

Gastkolumne

Das ist der Preis für eine liberale Gesellschaft

Die technokratischen Illusionen im Kampf gegen Covid-19 sind gescheitert. Das tauglichste Mittel für ein freies Land ist: Verzicht



Caspar Hirschi

Der Sommer der technokratischen Illusion weicht einem Winter der harten Realität. Noch verdrängen sie manche mit einseitigen Schuldzuweisungen für die explodierenden Fallzahlen. Eine derzeit beliebte lautet, das Contact-Tracing habe versagt, weil die Politik nicht auf die Wissenschaft gehört habe. Das trifft die Sache höchstens halb und ist nicht dazu angetan, die Fehler der bisherigen Pandemiepolitik zu korrigieren. Ja, die Politik schlug den Rat von Experten in fataler Weise in den Wind, und ja, das Contact-Tracing spielte dabei eine entscheidende Rolle. Nur war es eine ganz andere, als wir jetzt beständig hören.

Wir befanden uns noch im Frühjahrs-lockdown, als ich vor der Erwartung gewarnt habe, das Virus lasse sich nach der Öffnung mit einem massiv ausgebauten Contact-Tracing in Schach halten. Schon damals waren mehrere Faktoren bekannt, die bei Covid-19 das Unterbrechen von Ansteckungsketten durch Rückverfolgung erschweren, darunter der hohe Anteil an Ansteckungen durch Symptomfreie und Superspreader. Die täglich diagnostizierten Fälle gleichen der Spitze eines Eisbergs, an dem wir mehrere Tage zuvor vorbeigeschippert sind.

Natürlich kannten die Experten des Bundes, die für das Contact-Tracing warben, die

Studien, die auf die Schwierigkeiten der Rückverfolgung von Covid-Infektionsketten hinwiesen. Allerdings sahen sie sich von den Studien auch im Glauben bestärkt, die Schwierigkeiten seien mit haufenweise Personal plus digitaler Technologie zu bewältigen. Was den Tausenden von Tracern an unerkannten Angesteckten durch die Netze gehen werde, so die Devise, könne die neue Covid-App einfangen. Südkorea und Taiwan machten es vor, wir brauchten es nur nachzuahmen. Das war die technokratische Illusion dieses Sommers.

Die App kam spät, aber sie kam - und änderte nichts daran, dass die Ansteckungszahlen ab dem Frühsommer unaufhörlich stiegen. Als die Tracing-Aficionados erkannten, dass die digital aufgerüstete Kontaktverfolgung nicht hielt, was sie versprochen, warfen sie den Behörden Faulheit und der Politik Unfähigkeit vor. Erst war es nur ein einzelner Experte, dann aber, als die Ansteckungen nach oben schnellten, schwoll auch der Vorwurf in exponentieller Kurve zu einem ganzen Journalistenchor an.

Dabei hätte ein Blick ins Ausland genügt, um sie eines Besseren zu belehren. Praktisch alle Länder Europas konnten die Ausbreitung des Virus nur verlangsamen, nicht eindämmen. Haben die Behörden auf dem ganzen Kontinent versagt? Nein. Als Eindämmungsstrategie funktioniert das Contact-Tracing nur auf Inselstaaten, die jede Einreise überprüfen und notfalls unterbinden, oder in Überwachungsstaaten, die jeden Bewohner beim geringsten Verdacht in digitale Fesseln legen. Mit anderen Worten: Es lebt von Voraussetzungen, die in den liberalen Demokratien Europas nicht gegeben sind.

Die eigentliche Tragik des Contact-Tracing in der Schweiz besteht jedoch darin, dass es



Hätte die Politik das Contact-Tracing realistischer bewertet, wäre sie den Rufen nach einer viel zu weit gehenden Lockerung kaum so leicht erlegen.

in einem anderen Belang ganz hervorragend funktioniert hat. Es wurde zum schlagkräftigen Argument von Klub-Besitzern, Barbetreiberinnen und anderen Vergnügungsmanagern und hat einer beispiellosen Öffnungs-Orgie Vorschub geleistet. In kaum einem anderen Land war so viel vom Contact-Tracing die Rede. Das nutzte die Unterhaltungsindustrie aus. Dank der überschätzten Wirksamkeit des Tracing gelang es ihr, der Politik ihre Schutzkonzepte als beherrschbares Risiko zu verkaufen. Hätte die Politik ihrerseits das Contact-Tracing realistischer bewertet, wäre sie den Rufen nach einer viel zu weit gehenden Lockerung kaum so leicht erlegen und hätte der Schweiz das Schicksal einer Superspreader-Event-Hochburg eher erspart. So aber kam es, dass die Task-Force-Experten ebenso laut wie vergeblich vor einer Öffnungspolitik warnten, die im Namen ihrer eigenen technokratischen Illusion vollzogen wurde.

Nun stehen wir vor der harten Realität, dass es für den Rest dieser Pandemie keine raffinierte Hightech-Alternative zur Primitivität des Lockdown gibt. Zwar wird das Contact-Tracing bleiben und vielleicht ein bisschen effizienter werden, aber es wird nichts daran ändern, dass wir der Achterbahnfahrt von Lockerungen und Lockdowns nur entkommen, wenn wir uns mit der Banalität einer konventionellen Seuchenpolitik abfinden. Zu dieser gehören neben freiwilliger Selbstbeschränkung, Masken und Hygiene auch harte und konstante Einschränkungen. Sie sind der Preis, den wir für den Erhalt der liberalen Gesellschaft bezahlen.

Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.

Medienkritik

Zu viel Moral zerstört die Objektivität



Felix E. Müller

Wie kann ein Nachwuchsprofessor noch seriös forschen, wenn er in einem Jahr mehr als 2000 Tweets absetzt?

Dafür gehört der Berner Professor Christian Althaus unter den Corona-Experten der Medien zu den Dauerpräsidenten. Er weiss es stets besser als der Bundesrat und verkündet dies täglich. Dass seine Twitterei an seiner wissenschaftlichen Reputation nagt, realisiert er offenbar nicht. Er müsste allerdings wissen: Ein Forscher sucht stets nach einer überindividuellen, von Dritten überprüfbar, also objektiven Wahrheit. Wer ständig persönliche Meinungen von sich gibt, der erfüllt diesen Anspruch nicht.

Die Klimadebatte hat ähnliche Figuren hervorgebracht. Insbesondere den ETH-Klimatologen Reto Knutti drängt es in die mediale Öffentlichkeit, weil er der Ansicht ist, die Politik versage beim Thema Erderwärmung. Er vermittelt dabei nicht nur Wissen, sondern gerne auch politische Handlungsanweisungen, die in seiner subjektiven Befindlichkeit wurzeln.

Althaus wie Knutti sind zeittypische Phänomene. Weil sie derart überzeugt sind, recht zu haben, laufen sie Gefahr, zu politischen Aktivisten zu werden. Politik aber ist die Arena, in der Überzeugungen aufeinanderprallen und einen Ausgleich suchen. Um Wahrheit geht es dabei nicht.

Was Klimaschutz und Corona in den Universitäten ausgelöst haben, schaffte Donald Trump für den Journalismus. In den USA bekannten sich vor allem jüngere Journalisten öffentlich dazu, im Zentrum ihrer Tätigkeit stehe nicht mehr das reporting, sondern eine Mission, nämlich den pöbelhaften Präsidenten aus dem Weissen Haus zu schreiben. Wer allerdings nur noch aus einer moralischen Grundhaltung heraus handelt, der opfert einen Anspruch, der einst für Wissenschaftler wie Journalisten als wegweisend galt: den der Objektivität.

Felix E. Müller ist Senior Advisor des SEF und daneben publizistisch tätig.

51 Prozent

Ein Flirt in der Mensa? Fehlanzeige



Nicole Althaus

Ich muss die langweiligste Frau von ganz Zürich sein. Ach was, der ganzen Schweiz. Anders lässt es sich eigentlich nicht erklären, warum diese Pandemie meinen Lebenswandel nur am Rande tangiert.

Verstehen Sie mich nicht falsch: Selbstverständlich mache ich mir Gedanken über meine wirtschaftliche Zukunft, schliesslich arbeite ich in einer Branche, die schon vor Corona ernsthaft kränkelte. Sicher, die Auslastung der Intensivstationen ist erschreckend, und ich habe Angst, um meine Mutter und meine Grossmutter. Auch meine Aversion gegen Sitzungen und Workshops am Computer wächst exponentiell, weil die Kreativität am Bildschirm so schnell schwin-

det, wie der Sauerstoff hinter der Maske. Und wenn wir schon beim Thema sind: Diese Masken sind eine Zumutung für jeden halbwegs ästhetisch begabten Menschen. Ausserdem muss man sie, wie Lippenpomade und Feuerzeug permanent suchen, obwohl sie alle Mantel- und Handtaschen verstopfen. Gestern im Zug hab ich meinen Kaffee verschüttet, weil ich vor dem ersten Schluck vergessen hatte, die Maske abzuziehen. Beim erfolglosen Versuch, ihn mit einer zweiten Maske von der Hose zu wischen, hab ich mich gefragt, ob das nun die ersten Anzeichen einer Corona-bedingten Demenz sind oder vielmehr meine Anpassungsfähigkeit beweist. Sie sehen, die Pandemie lässt mich nicht kalt. Aber meinen Alltag, mein Dasein, mein Selbstverständnis hat das Virus nicht umgekrempelt.

Ich habe wirklich keinen Grund zum Jammern. Zum Beispiel kann ich mich nicht über Langeweile beklagen. Zumindest nicht mehr als vor der Pandemie. Ich bin recht häufig zu Hause. Aber nicht viel mehr als zuvor. Mein Leben plätscherte offenbar schon vor der Pandemie so ereignislos dahin, dass ich den Unterschied gar nicht spüre. Vielleicht bin

ich etwas schräg in die Welt gestellt. Vielleicht bin ich aber auch einfach schon zu alt. Jedenfalls bin ich nicht dabei, wenn in Zürich irgendwo der Weltuntergang gefeiert wird. Erstens bin ich nicht eingeladen, zweitens würde ich kaum hingehen, weil ich so langweilig vernünftig bin. Im Grunde lasse ich mich sowieso nur noch von Reisen erschüttern, aber die finden aktuell leider auch nicht statt. Also lese ich viel oder schaue eine Serie auf Netflix, damit ich wenigstens in der Literatur oder Unterhaltung Menschen begegne, die mehr erleben als ich.

Eigentlich sollten meine Töchter diese Menschen sein. Doch der Höhepunkt ihres Wochenendes besteht zurzeit aus einem Drink mit zwei, drei ordentlich maskierten Kollegen. Sie haben alles Recht zu jammern: Unter der Woche sitzen sie ebenfalls ordentlich maskiert in ihren Schulbänken oder noch schlimmer: in der WG auf dem Bett. Die Universitäten sind zu. Auslandsaufenthalte mit der Klasse gestrichen, Schulaufführungen abgesagt. Ein Flirt in der Mensa? Sich um den Hals fallen nach der bestandenen Prüfung? Klassenpartys im gemeinsam hergerichteten Keller? Die Nacht durchfeiern



Eine Generation von jungen Menschen verpasst gerade die Schlüsselereignisse ihrer Schul- und Studienzeit.

und die Welt bereisen? Fehlanzeige. Eine Generation von jungen Menschen verpasst gerade die Schlüsselereignisse ihrer Schul- und Studienzeit. Die Ereignisse, von denen man ein ganzes Leben lang zehrt, die man an Klassenzusammenkünften wieder aufleben lässt und mit denen man sich tröstet, wenn man im fortgeschrittenen Alter abends auf dem Sofa daran zweifelt, ob man noch lebt, oder vielleicht doch nur noch wohnt.

Die Monate der Einschränkungen, die uns bevorstehen, sind für alle ganz genau gleich lang. Aber die Fülle an Erfahrungen, die man mit 17 oder 20 in einem Jahr sammelt oder sammeln sollte, ist ungleich grösser als mit 40 oder 60. Das Reisen lässt sich vielleicht noch nachholen, die verpasste Maturfeier, das Austauschjahr, der Sprachaufenthalt in England nicht. Sie habe ein echtes Problem, sagte meine Grosse kürzlich, morgens überhaupt noch aufzustehen, weil sie ja eh schon wisse, was passiert. Ich hätte sie gern in den Arm genommen. Aber nicht einmal das geht zurzeit. Sie ist in Quarantäne.

Nicole Althaus ist Chefredaktorin Magazine bei der «NZZ am Sonntag».